Familienblätter
Sonntags-Beilage
der Posener Zeitung.

Nr. 50. Posen, den 10. Dezember. 1893.

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Ich glaube, Sie haben Recht," erwiderte Saint Alban nachläßig, „Sie wissen mehr über solche Sachen, als ich. Ich interessire mich nur wenig für Verbrechen und Detektives. Dieser Kaffee ist ungewöhnlich gut. Warum lassen Sie sich keinen geben? Ich kann Ihnen denselben wirklich empfehlen."

„Nein, ich danke Ihnen, ich kann schwarzen Kaffee nicht vertragen, ich würde die halbe Nacht wachbleiben und an alle möglichen Geschichten und Mordthaten denken."

In diesem Augenblick kam ein Diener in das Zimmer und wandte sich höflich an Mr. Saint Alban.

„Es sind einige Herren gekommen, Sir, welche Sie zu sprechen wünschen."

„Einige Herren? Zu mir? Ich erwarte Niemand heute Abend. Wer sind sie?"

„Ich weiß es nicht, Sir, sie sagten, es sei nicht nöthig, ihren Namen zu nennen."

„Ich werde zu ihnen hinauskommen," sagte Saint Alban erstaunt und neugierig. „Sie werden mich auf fünf Minuten entschuldigen, Vavasour, nicht wahr?"

Die angemeldeten Herren warteten im Hausflur, welcher vom Haupteingange zu dem Rauchzimmer führte. Einer derselben hielt sich etwas entfernt von den Anderen, denen er den Rücken zuwandte. Die Anderen aber gingen Herrn Saint Alban entgegen.

„Habe ich die Ehre, Herrn Saint Alban zu sprechen?" fragte der Eine.

„Ja. Welche Angelegenheit kann Sie wohl zu mir führen?"

„Das werde ich Ihnen ganz unter uns sagen. Wenn es Ihnen recht ist, warte ich lieber, bis dieser da um die Ecke verschwunden ist." Damit deutete er auf den Diener, welcher zu seiner unterbrochenen Beschäftigung zurückkehrte, nachdem er seinen Auftrag ausgeführt hatte.

„Nun, also was haben Sie mir zu sagen?" wiederholte Mister Saint Alban seine Frage mit Ungeduld und hochmüthig.

„Nicht viel," erwiederte der Fremde, ein hochgewachsener Mann mit buschigen Augenbrauen, einer langen Nase und scharfen grauen Augen. „Hier ist ein Befehl zur Verhaftung von Charles Saint Alban. Ich bin Detektive und beauftragt Sie zu verhaften unter dem Verdachte, Madelaine Faure am vierundzwanzigsten Oktober ermordet zu haben."

Mr. Saint Alban zitterte einen Augenblick unwillkürlich und seine dunkle Gesichtsfarbe verwandelte sich in ein fahles Grün; aber sofort gewann er seine Fassung wieder und im nächsten Augenblick war er vollkommen ruhig.

„Sie haben einen Befehl mich zu verhaften?" fragte er in ironischem Tone. „Wenn das ein Scherz ist, so kann ich Ihnen sagen, daß er sehr unpassend ist und daß ich nicht der Mann bin, einem Fremden zu erlauben —"

„Es ist kein Scherz, mein Herr," unterbrach ihn Mr. Brusel, den der Leser bereits erkannt hat. „Hier ist der Befehl, und Sie können sich selbst überzeugen, ob er richtig ist oder nicht. Was die Anklage betrifft, so kann ich Ihnen sagen, daß Alles, was Sie etwa erwiedern können, von mir wohl beachtet und und gegen Sie angewendet werden wird. Sergeant," rief er dann seinem Begleiter zu, der sich so bescheiden in den Schatten zurückgezogen hattr, „treten Sie näher und seien Sie bereit, Ihre Pflichten zu thun, falls, dieser Herr dies nothwendig machen sollte."

Der Polizeibeamte trat näher und stand im vollen Licht plötzlich mit scharfem Blick Mr. Saint Alban gegenüber. Der Letztere schwankte zurück und erbleichte noch mehr, als zuvor.

„Doktor Power!" rief er mit einer Bewegung des Schreckens aus.

Aber das Gefühl der Furcht beherrschte ihn nur einen Augenblick. Ohne sichtliche Anstrengung nahm Mr. Saint Alban sein gleichgiltiges Wesen wieder an.

„Ich bin nicht im Stande, zu verstehen, was das bedeuten soll," sagte er mit fester Stimme, ohne irgend welche Aufregung zu verrathen. „Wollen Sie so gut sein, mir dieses höchst unerwartete Benehmen zu erklären, Doktor Power?"

„Ich bin nicht mehr Doktor Power," erwiederte Robert, „sondern Sergeant von der Polizei in Sandbank, und komme hierher, um meine Pflicht zu erfüllen."

„Und ein Theil Ihrer Pflicht," bemerkte Saint Alban sarkastisch, „scheint es zu sein, mich zu verhaften. Unter welchem Verdacht, sagten Sie?"

„Unter dem Verdacht, eine gewisse Madelaine Faure in der Nacht des vierundzwanzigsten Oktobers ermordet zu haben," erwiderte Brusel.

„Ich danke Ihnen, es kann nicht schaden, genau über die Sache unterrichtet zu sein. Es ist gut, mein Herr, und Sie,

Doktor, oder Sergeant, oder was Sie sonst in Wirklichkeit sein mögen, was haben Sie mit mir vor?"

Saint Alban zeigte ein so kaltblütiges, unbefangenes und hochmüthiges Wesen, daß Mr. Brusel, welcher wahrscheinlich etwas ganz Anderes erwartet hatte, nahe daran war, seinen Gleichmuth zu verlieren.

„Wir müssen Sie bemühen, mit uns nach der Polizeistation zu gehen," sagte er. „Draußen wartet eine Droschke, und es wird wahrscheinlich Ihrem Wunsche entsprechen, die Sache so schnell und mit so wenig Geräusch als möglich abzumachen."

„Kümmern Sie sich nicht darum, was meinen Wünschen entspricht, mein Bester," erwiederte Saint Alban hochmüthig, „denn offenbar ist alle Gefahr in dieser Sache auf Ihrer und Ihres Freundes Seite, nicht auf der meinigen. Indessen, da Ihr Verhaftsbefehl ganz in der Ordnung zu sein scheint, so bin ich bereit, dem Gesetz zu gehorchen und mit Ihnen zu gehen. Senden Sie nach meinem Hut und Rock. Ich glaube, man wird nichts dagegen haben, wenn ich meiner Frau oben einige Zeilen schreibe, um sie von diesem scherzhaften Zwischenfall zu benachrichtigen?"

Ein Diener wurde gerufen und mit Saint Albans Wünschen beauftragt. Dieser behielt inzwischen die Haltung eines Mannes, der sich in einer unerwarteten Lage kaltblütig zurechtzufinden sucht.

„Ich vermuthe," sagte er spöttisch zu Robert Power, „daß ich diesen liebenswürdigen Besuch Ihnen zu verdanken habe. Es ist schade, daß unsere frühere Bekanntschaft unter Umständen erneuert wird, die Ihnen ohne Zweifel sehr peinlich sind."

Power gab keine Antwort. Er war von Saint Albans merkwürdiger Selbstbeherrschung ganz überwältigt. Ueberdies hatte weder er noch sein Begleiter, Mr. Brusel, viel Zeit, über die Wendung, welche die Ereignisse nahmen, nachzudenken, denn jetzt erschien eine Dame auf der Szene.

Sie kam hastig herbei, eher hüpfend als gehend, und näherte sich Saint Alban. Im Lichte der Gasflamme erschien sie als eine Frau von etwa dreißig Jahren, von keineswegs anziehendem Aeußern — hoch gewachsen, schlank und mit heller Gesichtsfarbe.

„O, Charles, Charles, was ist vorgefallen?" rief sie und warf sich Mr. Saint Alban um den Hals.

Sergeant Power konnte einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken.

„Frau Gallo!" rief er.

„Nun, Du siehst, meine Liebe," sagte Saint Alban in trockenem, spöttischem Tone, „hier ist ein alter Freund, der die Liebenswürdigkeit hat, Dich wieder zu erkennen. Doktor Power, meine Liebe — ach, Sie entschuldigen — jetzt Schutzmann Power."

Die Dame hob den Kopf auf, starrte ihn an und fiel mit einem Stöhnen bewußtlos zu Boden.

Saint Alban verlor seine Fassung nicht. „Das habe ich erwartet," sagte er. „Es ist besser so; sie wird nicht erfahren, was vorgefallen ist, bis sie sich wieder erholt hat, und inzwischen, wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir gehen."

Er hatte jedoch nicht auf Sergeant Powers ärztliches Pflichtgefühl gerechnet. Dieser vergaß Alles, außer daß eine Dame ärztliche Hilfe nöthig habe, und machte eine Bewegung nach der leblosen Gestalt.

Schnell wie der Blitz kam ihm Saint Alban zuvor und stellte sich zwischen Beide. „Ich erlaube Niemand, eine Hand an meine Frau zu legen," sagte er stolz; „ich werde sie selbst zu sich bringen. Komm, Marie," fuhr er fort, indem er sich bückte und die Frau aufhob, „sei stark!" Dann schüttelte er sie. Bei seiner rauhen Berührung öffnete sie ihre erschreckten Augen. Er legte seine Lippen an ihr Ohr und sprach einige Worte, welche nur ihr allein verständlich waren. Die Wirkung derselben war stärker, als alle Mittel, welche angewendet werden, um Damen wieder zu sich zu bringen. Sie erhob sich langsam, noch immer todtenbleich, aber gefaßt.

„Meine Frau hat sich jetzt genügend von der Erschütterung erholt, welcher sie ausgesetzt war," sagte Saint Alban in geschäftsmäßigem Tone. „Geh jetzt in Dein Zimmer, meine Liebe, und kümmere Dich nicht im Geringsten um mich," fügte er mit einem sprechenden Blick hinzu. „Meine Herren, ich stehe zu Diensten, gehen wir."

Die Beamten gingen mit Saint Alban nach dem Wagen, der vor der Thüre stand, um auf die Polizeistation zu fahren. Der Verhaftete selbst schritt mit Würde und Fassung voraus.

Wenn man die drei Personen näher betrachtete und die Verwirrung auf den Gesichtern von Mr. Brusel und seinem Begleiter sah, so konnte man glauben, daß diese die Verhafteten seien, welche Mr. Saint Alban ins Gefängniß führte.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte deutsche Komödienvater.

Ein Gedenkblatt an den 10. Dezember 1793.

Von Heinrich Lee.

Am 10. Dezember 1793 Abends gegen zehn Uhr starb in Berlin der Theaterdirektor Karl Theophil Döbbelin. Er hatte ein Alter von vierundsiebzig Jahren erreicht. Der Verstorbene galt als ein Intriguant, als ein rücksichtsloser Schlaumeier ohne Gewissen, aber auch als ein energischer, echt künstlerischer Geist, als eine der bedeutsamsten Gestalten der ganzen deutschen Theatergeschichte des Jahrhunderts, als kraftvoller, zielbewußter und von glänzendem Erfolg gekrönter Förderer des deutschen Dramas und der deutschen Dichtung . . .

In der Behrenstraße des alten Berlins stand hinter der Straßenfront in einem Hofraum ein roher hölzerner Bau. Das war das Schuch-Theater. Durch die Eingangsthür mußte man, um ins Parket zu gelangen, sieben Stufen hinab. Es war eine Art von Keller. Sonst sah es inwendig nicht übel aus. Der Zuschauerraum hatte außer dem Parket und einigen Logen darin noch zwei Ränge und faßte etwa sieben bis achthundert Personen. Dreißig Jahre lang, bis zum Jahre 1799, strömten die Berliner in diesen Bau, es war ihr Lieblingstheater. Im Jahre 1766 trat auf diesem Theater in einem Trauerspiel „Alpia" ein neuer Helden- und Väterspieler auf, Döbbelin.

Geboren war der Künstler im Jahre 1720 zu Königsberg in der Neumark, ging dann im Grauen Kloster zu Berlin auf die Schule, wurde eine Zeit lang Soldat und begab sich darauf nach Frankfurt, Halle und Leipzig, um zu studiren. In Leipzig sah der Studiosus die Theatergesellschaft der Neuberin. Die Lust zur Bühne regte sich in ihm, und im Jahre 1750 trat er bei dieser Gesellschaft in Zerbst zum ersten Mal als Cinna auf. Im selben Jahre heirathete er eine Demoiselle Schulz, gleichfalls ein Mitglied der Truppe. Dann führte ihn das Komödiantenleben, einmal als Schauspieler, einmal als Direktor, quer durch ganz Deutschland. Seine Gesellschaften waren berühmt, Namen wie Schuberth, Madame Steinbecher, Karoline Schulz, prangten in der Mitgliederliste. Nach neunjähriger Ehe starb seine Frau. In Freiburg suchte sich der Wittwer mit einem armen Bürgermädchen von Neuem zu verheirathen. Aber die katholische Geistlichkeit sperrte das Mädchen in ein Kloster, damit ihre Seele nicht an einen Ketzer verloren ging, und vergeblich erklärte der Freier den frommen Herren, er habe einen edlen Charakter, und die Seele seiner Frau werde an seiner Seite durchaus nicht gefährdet.

Als Mitglied der Ackermannschen Gesellschaft kam Döbbelin darauf nach Hannover. Hier in Hannover wartete Ackermann bereits auf einen Nachfolger Döbbelins, von größerem und berühmterem Namen als er, Conrad Eckhoff. Eines Morgens hielt vor dem Theater ein mit Segeltuch überspannter Wagen und heraus stieg ein gebücktes kleines dürres Männchen mit ungeheuren Klumpfüßen, das war der so berühmte Eckhoff. Vor seinem Abgang machte sich Döbbelin eine Bedingung aus: In Eckhoffs Gegenwart Richard den Dritten zu spielen. „Ich werde ihn zerschmettern!" schrie er. Unbeweglich stand Eckhoff im Parterre; er hatte zwar auch den Richard versprochen, aber er spielte ihn nicht. Das war im Jahre 1766, und mit einem schallenden Hohngelächter und hochgehobenem Kopfe ging Döbbelin nach Berlin. Ein Referent schrieb über den neuen Schauspieler: „In ihm sah Berlin den ersten deutschen Akteur auf seiner Bühne. Stolz, Zorn, Haß, Wuth, Verzweiflung und das ganze schreckliche Gefolge großer und stürmischer Leidenschaften sind es, und nur diese allein, in deren Nachahmung Herr Döbbelin den wahren Virtuosen zeigt. Sie stehen mit der ganzen Stimmung seiner Seele und mit seinen körperlichen Talenten in der vortrefflichsten Harmonie und machen die sogenannte Tyrannenrolle, die Helden der Fabellehre zu seinem eigenthümlichen Fach-

Sein Körper hat eine ansehnliche Länge und Stärke, doch ohne die gehörige Proportion sowohl im Ganzen als in den Theilen zu überschreiten. Sein Gang, seine Bewegungen, das ganze Spiel seiner Gliedmaßen hat Freiheit. Adel und Grazie ist abwechselnd und oft malerisch. Seine Gesichtszüge sind stark und voller Ausdruck. Seine Miene sowie überhaupt sein ganzer Anstand ist majestätisch und prägt Ehrfurcht ein. Seine Stimme ist ein reiner und durchdringender Baß, voller Wohlklang und Biegsamkeit und umsomehr des ganzen Pompes der hohen Deklamation fähig. Nur in der äußersten Anstrengung wird sie etwas rauh. Bei so glänzenden natürlichen Eigenschaften, verbunden mit den schönen erworbenen Fähigkeiten, kann es nicht anders seyn, Herrn Döbbelins tragischer Vortrag muß jeden Zuschauer hinreißen, erschüttern."

Noch schlichen durch das verarmte, entleerte und in schwarzem Flore trauernde Berlin die Schatten des siebenjährigen Krieges. Am 30. März 1763 spät Abends zog der König, von keinem frohen Jubellaut begrüßt, in die stillen Straßen ein. Auf dem großen Felde der Wunden und Todten lag matt und entkräftet auch die deutsche Kunst. Auf der Schuchschen Bühne tummelte sich die Stegreifburleske. Harlekin und Hanswürste, der romantische und der deutche Narr, fielen mit dem Prügel über einander her, und die Zuschauer lachten. Wohl spielte Schuch auch tragische Stücke, da aber blieb das Publikum gewöhnlich aus, und die Kasse forderte Rücksicht. Schon Schönemann hatte zwanzig Jahre vorher den Hanswurst zu verbannen gesucht, aber umsonst. Neben Döbbelin spielte die berühmte Tragödin Madame Neuhof-Elendson. Nach dem Zamor in der „Alpia" trat Döbbelin als Richard auf, dann in Stücken von Weiße, Brawe und Schlegel, und verwundert sieht Schuch sein Theater, obwohl der Hanswurst nicht mitspielt, voll. Energisch tritt Döbbelin mit seiner Partnerin an den Direktor jetzt heran und verlangt die gänzliche Entfernung des Hanswursts. Schuch giebt nach und unter dem Fußtritt Döbbelins fliegt der Popanz für alle künftigen Zeiten von der ernsten Bühne der preußischen Königstadt. Auf einen neuen würdigeren Weg tritt die Kunst. Am Eingangsthor, die Flügel auseinander reißend, steht Karl Theophil Döbbelin.

Die Früchte aber fallen Schuch in den Schoß. Heimlich schickt Döbbelin an die Regierung ein Schriftstück. Er weiß, daß sein Prinzipal für das Privilegium des Theaterdirektors hundert Thaler jährlich bezahlt und in der Kasse des Königs ist seit dem Kriege große Ebbe. Die Kammer berichtet an den König über das Döbbelinsche Schreiben Folgendes: „Einer Namens Döbbelin von der Schuchschen Kommödianten Bande zeiget Allerunterthänigst an, daß das teutsche Theater zu Berlin unter der üblen und unerfahrenen Direktion des Schuchs ganz in Verfall gerathen und bittet ihn gegen erlegung von 100 Species Dukaten anstatt der 100 Thaler, so der Schuch jährlich zur Chargenkasse erlegen müssen, das Privilegium, in sämmtlichen Königl. Landen Komödien aufführen zu dürfen, allergnädigst zu ertheilen." Eigenhändig erwidert der König darauf: „Ob 2 Banden im Lande bestehen können, und ob das Publikum diesen Menschen lieber als Schuch haben will, so bin ich damit einverstanden."

Im Dezember 1766 giebt Döbbelin, nun selbst Direktor, in Berlin die erste Vorstellung. Seine Gesellschaft umfaßt sechszehn Personen. Auch ein Theater hat er gefunden; Schuch zieht ahnungslos und ohne Sorge mit seiner Gesellschaft in der Provinz herum. Döbbelins getreuester Freund, sein Charakterspieler Märgner, ein früherer Schankwirth, hat das nun leerstehende Theater in der Behrenstraße dem Schuch abgemiethet, vergnügt streicht Schuch die unerwarteten hundert Thaler ein. Märgner überläßt das Theater seinem Freunde Döbbelin, und Döbbelin erscheint mit seiner Truppe auf der Bühne seines gewesenen Prinzipals als sein Konkurrent. Schuch trifft die Nachricht wie ein Donnerschlag, aber die Geschäfte gehen schlecht und der Mangel an Geld verhindert ihn, sofort nach Berlin abzureisen und sein Recht zu wahren. Döbbelin trifft seine Vorkehrung. Nördlich von der Behrenstraße, am Schlosse Monbijou, liegt ein anderes Komödienhaus, gehörig dem Franzosen Bergé. Hier spielte der Franzose Buffo-Opern, und ganz Berlin stürmt zu den französischen Sängern. Auch Bergé verließ zeitweilig sein Theater und zog in der Provinz umher. Für diese Zeit miethet Döbbelin dem Franzosen das Theater ab, und so, auf zwei Punkte gestützt, geht er an seinen Plan: Erst festen Fuß in Berlin gefaßt und dann ein nationales deutsches Schauspiel!

Aber erdrückend droht die Konkurrenz; im Opernhaus die Italiener, im Komödiensaal des königlichen Schlosses und im Monbijoutheater die Franzosen, dazu in Potsdam das Schloßtheater und das im neuen Palais, in Charlottenburg das Orangerietheater und das in Schönhausen, dem Landsitze der Königin. Und Döbbelin ist neu in Berlin und den Hanswurst, den erprobten Magneten, hat er von seiner Bühne verjagt und das Personal, die Garderobe, die Dekorationen, das Orchester, die Beleuchtung, die königliche Chargenkasse, die Accise, die städtische Kämmerei und Armenverwaltung fordern Geld. Nur wenige Bänke sind abendlich in dem Theater in der Behrenstraße besetzt und entmuthigt und verzweifelnd stehen die Mitglieder und der Direktor vor dem Ruin. Da verkündet der Theaterzettel Döbbelins am 21. März 1768 ein neues Stück: „Minna von Barnhelm" oder „Das Soldatenglück," ein Lustspiel in fünf Akten von G. E. Lessing. Mit einem noch nie empfundenen Gefühl sehen die Zuschauer über die qualmenden Oellampen der Rampe den Vorgängen auf der Bühne zu. Auch unter ihnen sitzen verabschiedete Tellheims und die Damen in Trauer ... und wie die Dame in Trauer, die Thränen der Rührung und des Dankes in den Augen, den Major verläßt und dieser sagt: „Armes, armes Weib!" da bricht der Orkan los. Auf der Bühne Döbbelins ist das deutsche Nationaldrama erstanden. Neunzehnmal im März und im April vor ausverkauften Häusern wird das Stück gegeben, ein Erfolg, den Berlin, das jetzt hundertzwanzigtausend Einwohner zählt, noch nicht erlebt hat. „Minna von Barnhelm hätte gewiß nicht so viele Vorstellungen erlebt, wenn es nicht so gut besetzt gewesen wäre!" schreibt Lessing an seinen Bruder.

Die Bänke Bergés im Monbijou-Theater stehen leer. Schmunzelnd sieht Döbbelin jeden Abend, bevor er in die Wachtmeisteruniform Paul Werners schlüpft, den Kassenrapport. Er hat gesiegt. Nun gleich den zweiten Schlag. Am 10. April steht auf dem Zettel: „Romeo und Julie", ein Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Shakespeare von Weiße. Berlin sieht die erste Shakespeare-Vorstellung, Schuch und Bergé sind gestürzt; Döbbelin verläßt Berlin, giebt in Braunschweig zum ersten Mal die „Emilia Galotti" Schuch und Bergé spielen weiter und zappeln sich, wie Döbbelin voraussieht, vor dem leeren Hause zu Tode. Döbbelin kehrt zurück und gebrochen mit gestreckten Waffen, verkauft Bergé an ihn um einen Schleuderpreis sein Haus. Döbbelins Sieg ist vollendet, er hat jetzt in der Residenz sein eigenes Heim, die besten Mitglieder der Schuchschen Gesellschaft treten zu ihm über, Schuch stirbt und Karl Theophil Döbbelin ist jetzt Alleinherrscher auf der deutschen Bühne der Residenz.

Neue Wanderungen führen ihn von Berlin nach der Provinz und wieder zurück. Im Jahre 1773 tritt ihm auf dem Schuchschen Theater ein gefährlicher Mitbewerber entgegen, der Schauspieldirektor Koch. Die Neuheiten Kochs, Emilia Galotti, Götz von Berlichingen und Clavigo erringen großen Erfolg; auch seine Singspiele gefallen sehr und Döbbelins Orchester, das nur aus einem Hautboisten, drei Violinen einem Violoncell und zwei Flöten besteht, ist der Konkurrenz nicht fähig. Da erfolgt im Januar 1775 Kochs Tod, der Nachruf ehrt in ihm den vortrefflichen Schauspieler und den ausgezeichneten Menschen. und nun holt Döbbelin zu seinem Schlage aus. Im Einverständniß mit Kochs Wittwe, die das Geschäft nicht weiter führen mag, erwirbt er ihr Theater und ihr Privilegium und erlangt vom König das Vorrecht, daß in Berlin und andern Orten der königlichen Provinzen neben ihm kein anderer deutscher Komödiant zugelassen werden soll. Ein besonderer Paragraph in dem Privilegium besagt: „Der p. Döbbelin soll gehalten sein, weder an Obrigkeiten oder particulieres, unter welchem Vorwande es wolle, Freybillets, Freylogen oder sonstige Plätze zu ertheilen. Doch soll dem p. Döbbelin Unwerth seyn, denjenigen Gelehrten, deren Einsichten und Rath er sich zur verbesserung seines Theaters zu bedienen gemeinet, den freyen Zutritt zu gestatten. Endlich soll er gehalten seyn, keine andern Vorstellungen aufzuführen, als welche der Sittsamkeit und dem Geschmack unanstößig sind."

Der Vertrag nennt Döbbelins Truppe jetzt eine Schauspieler-Gesellschaft, nicht mehr eine Bande. Mit wachsender Achtung begrüßt, eröffnet Döbbelin im April 1775 seine Vorstellungen in dem nun zu seinem Eigenthum gewordenen Komödienhaus in der Behrenstraße. Ueber seine Bühne ziehen, zum ersten Male vor den Augen der Berliner, Othello, Stella, Julius von Tarent und Hamlet. Der Hamlet bringt an einem Abend dreihundertelf Thaler, die höchste Einnahme bisher; ein Platz im Parquet kostet noch zwölf Groschen und eine Loge im ersten Rang zwei Thaler sechszehn Groschen. Dann folgen Macbeth, König Lear, Heinrich der Vierte, die Räuber, Nathan der Weise, Fiesko und die Widerspenstige. Der Kritik leuchtet er heim; so schreibt er an den Rezensenten der Vossischen Zeitung folgenden Brief: „Mein Herr — Professor kann ich Sie nicht nennen — Zeitungsschreiber! Sie haben in der heutigen Vossischen vom November mich, meine Direktion und mein Theater auf die unwürdigste und unverantwortlichste Art angegriffen und behandelt. Ich bin zu alt, um von einem gallsüchtigen Menschen mich herumsudeln zu lassen. Ich habe ja lange als Märtyrer der Kunst gelitten. Wer hat zuerst Minna von Barnhelm aufgeführt? Döbbelin. Wer hat zuerst Emilia Galotti und im Manuskript auf die Bühne gebracht? Döbbelin in Braunschweig. Wer hats unter den Deutschen gewagt, Nathan den Weisen mit aller Würde und neu dekorirt, neu gekleidet auf die Bühne zu bringen? Dieser von Ihnen unverantwortlich gehudelte D. Ich bitte Sie um Gotteswillen, lernen Sie mich besser kennen, oder Sie wagen zu viel und hören alsdann auf, Zeitungen zu schreiben und Kritikaster zu sein. Gott verdamme mich, wenn Sie ein Freibillet bekommen, das der junge Herr Voß für Sie bei mir gesucht. Leben Sie wohl, bessern Sie sich, dieses wünscht Ihr tödtlich beleidigter Döbbelin, dem Sie das Brot zu stehlen suchen. Döbbelin."

Wieder folgen Kabale und Liebe, Die lustigen Weiber, Die Jäger, Coriolan und auch die Fürsten der Schauspielkunst, Brockmann, Schröder, Reinerth, Beck, Opitz, Fleck, Unzelmann und Caroline Döbbelin, seine Tochter, wandeln über seine Bretter. Tritt Meister Döbbelin aus seinem Hause auf die Straße, so sagen ihm die Schusterjungen guten Tag. Ganz Berlin kennt die stramme mächtige Gestalt, freilich, man kennt auch die tollsten Geschichten von ihm, auch seine Grobheit, seine Spielwuth und man weiß, daß er seinen Schauspielern die Gagen schuldig bleibt.

Zwar verließ auf königlichen Befehl schon im Jahre 1778 die französische Gesellschaft Berlin, und Döbbelin sah sich von der ge-

fährlichsten Konkurrenz befreit. Aber noch gar manchmal zeigt der Zuschauerraum in seinem Theater klaffende Lücken und die Sorgen kommen wieder. Da im Augenblick der Noth steigt Friedrich Wilhelm der Zweite auf den Thron, ein warmer Gönner der vaterländischen Kunst, und er empfängt Direktor Döbbelin in einer Audienz. Auf dem Gensdarmenmarkt steht seit dem Jahre 1776 ein neugebautes Theater, ursprünglich vom König Friedrich für die französische Truppe bestimmt, nun verlassen und leer. Dieses Theater weist König Friedrich Wilhelm dem überglücklichen Döbbelin an, ertheilt ihm einen jährlichen Zuschuß von sechstausend Thaler und das Theater erhält den Titel „Königliches Nationaltheater“. Am 5. Dezember 1786 eröffnet Döbbelin das Theater mit einer Festvorstellung. Aber Döbbelin stürzte abermals in Schulden; in rauher Schale hat er ein weiches Herz, er will die alten unbrauchbaren Mitglieder trotz der vielen neuen, die er engagirt hat, nicht entlassen, die Gagen wachsen ihm über den Kopf, und ihm entgegen arbeiten ehrgeizige Männer, die seine Stelle wollen. Im Jahre 1789 wird das Theater königliches Eigenthum. Döbbelin erhält ein Kapital von vierzehntausend Thaler und außerdem zwölfhundert Thaler Pension. Nun ruht er aus von seines Lebens Arbeit und mit ihm, in derselben Stunde, wo er die Augen schließt, stirbt auch der treueste von seinen Freunden, Märgner . . .

Dem Sarge folgte ein langer Zug. Der Mann, den man begrub, hatte Großes gethan. Er hatte von der Bühne der preußischen Königstadt den Hanswurst vertrieben und an seiner Statt sie einem Shakespeare, einem Lessing, Schiller und Goethe geöffnet. Er hatte in Berlin ein ständiges deutsches Schauspiel und dann die preußische Hofbühne begründet, den Boden einer künftigen glänzenden Kunst. Er war nicht frei von Mängeln und Fehlern, aber sein Ziel galt nicht allein dem Kassenrapport, in ihm glühte das Feuer des Idealismus. Ein neues Leben, eine neue Zeit entfaltete sich jetzt auf der königlichen Bühne. Der letzte Komödienvater, der Vertreter einer vergangenen Zeit war mit ihm begraben. Ehrend windet ihm die Nachwelt einen Kranz.

Ob man auch der heutigen Theaterdirektoren nach hundert Jahren sich noch in dieser Art erinnern wird? . . .

Deutsche Fürstinnen und Fürstentöchter von ehemals.

Von S. A. P.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Im Briefstil der Fürstinnen herrschte wie in dem der Fürsten durchweg eine steife Etikette, ein eigenthümlich manierirtes höfisches Wesen, ein eigener in bestimmte Formeln gebannter Hofton ohne Herzlichkeit und Wärme, besonders in solchen Briefen, deren Abfassung den an den steifen Kanzleistil gewöhnten Sekretären übertragen wurde. Selbst in den Briefen zwischen nahen Verwandten, sogar zwischen Eheleuten sowie zwischen Eltern und Kindern, durfte der steife Respektton mit den kalten Höflichkeitsformeln nie außer Acht gelassen werden. Des traulichen „Du“ in der Anrede bedienten sich weder die Eheleute noch die Kinder. Wo es wirklich vorkommt, da beruhte es ausnahmsweise auf einer gegenseitigen Abmachung. Schreibt eine Fürstin an ihren Gemahl, oder dieser an jene, so nennen sie sich gegenseitig „Euere Liebden“ oder „Euere Gnaden“, ebenso reden Töchter ihren Vater mit „Gnädiger Herr Vater“ oder „Ew. Gnaden“ und „Ew. Liebden“ an. Selbst der fürstliche Titel wird in der Anrede nicht vergessen. So beginnen z. B. die Briefe des Herzogs Albrecht von Preußen an seine Gemahlin Dorothea gewöhnlich mit den Worten: „Hochgeborene Fürstin, freundliche und herzallerliebste Kaiserin, meine herzige Fürstin!“ In Dorotheas Briefen dagegen lautet die Anrede: „Durchlauchtiger und Hochgeborener Fürst, mein Freundlicher und Herzallerliebster, auch nach Gott keiner auf Erden Lieberer, dieweil ich lebe, mein einziger irdischer Trost, alle meine Freude, Hoffnung und Zuversicht, auch mein einziger Schatz, und aber- und abermals mein herzallerliebster Herr und Gemahl!“ Dieser Herzenserguß in der Anrede war jedoch nur der lebhafte Ausdruck der wahrhaft innigen Liebe Dorotheas zu ihrem Gemahl. Die zweite Gattin Anna Maria, mit der er bei Weitem nicht in so innigem ehelichen Glücke lebte, redet ihn in ihren Briefen gewöhnlich nur mit der kalten Formel an: „Durchlauchtigster Fürst! Gnädigster Herr und Gemahl!“ Selbst wenn Fürstinnen an ihre Söhne schreiben, wird neben der Anrede: „Freundlicher und vielgeliebter Sohn!“ der Titel: „Hochgeborener Fürst“ und die Formel: „Ew. Liebden“ nicht unterlassen.

Was den Inhalt der brieflichen Mittheilungen der Fürstinnen betrifft, so ist er ungleich einförmiger, unwichtiger und einfacher, als in den Briefen der Fürsten derselben Zeit. Ueber politische Gegenstände und die großen Ereignisse ihrer Tage schreiben sich die Fürstinnen höchst selten. Wenn sie mitunter in ihren Briefen an Fürsten die Erscheinungen der Zeit berühren, so betreffen diese Mittheilungen meist nur die Glieder ihrer Familie oder Persönlichkeiten nahe verwandter Fürstenhöfe. Ein großer Theil der Briefe der Fürstinnen sind bloße Musterbriefe, d. h. sie enthalten nur die sogenannten Musterworte für gegenseitige Versicherung der Liebe, Freundschaft und Bereitwilligkeit zu allerlei Gefälligkeiten, Begrüßungen und Erkundigungen nach Gesundheit und Wohlergehen der Familienangehörigen, Bezeugungen von Theilnahme an irgend welcher Familienangelegenheit, freundliche Wünsche für das fernere Wohlergehen und dergleichen Formenkram mehr. Diese in vielen Briefen immer wiederholten Musterworte haben etwas unerträglich Langweiliges, Nüchternes und Eintöniges. Ein herzliches Wort, das dem Leser einen Einblick in die Seele der Briefschreiberin gewährt, ist eine außerordentliche Seltenheit und muß in damaliger Zeit geradezu als ein Verstoß gegen den guten Ton gegolten haben.

Leid und Freud’ in der Ehe.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick in die inneren Familienverhältnisse der fürstlichen Häuser, so finden wir, daß es auch damals zwischen sehr glücklichen sehr unglückliche Ehen gab. Das Leben Albrechts, Herzogs von Preußen, weist beide nacheinander auf. Wie bereits erwähnt, lebte er mit seiner ersten Gemahlin Dorothea in den allerglücklichsten ehelichen Verhältnissen, sie war ihm fast in schwärmerischer Liebe ergeben und brachte dieselbe durch Wort und That zum Ausdruck. Ihre Briefe an den Herzog sind sämmtlich voll von überströmenden Ergüssen der Liebe, Sehnsucht und Hingebung: aus jeder Zeile geht hervor, daß die Ehegatten eines ungetrübten Glückes genossen.

Bei weitem weniger glücklich lebte der Herzog mit seiner zweiten Gemahlin Anna Maria, Tochter des Herzogs Erich des Aelteren von Braunschweig. Zornig, leicht aufbrausend und hitzig, dabei verschwenderisch und leichtsinnig im Schuldenmachen, machte sie dem Herzog oft schwere Sorgen und trübe Stunden. Es kam dahin, daß von ehelicher Liebe zwischen beiden kaum noch irgendwie die Rede war und daß sie meist getrennt von einander lebten.

Das eheliche Zerwürfniß des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg mit seiner zweiten Gemahlin Hedwig von Polen ist allgemein bekannt. Wie bereits früher erwähnt, lebte das kurfürstliche Paar eine Reihe von Jahren in der glücklichsten Ehe, bis ein folgenschwerer Zufall diesem Glücke ein jähes Ende bereitete. Der Kurfürst hatte einen Ausflug nach dem Jagdschlosse Grimnitz unternommen, die Kurfürstin begleitete ihn. Als beide eines Tages in dem oberen Saale des Schlosses lustwandelten, brach die Decke unter ihren Füßen und beide stürzten hinab. Der Kurfürst freilich hielt sich noch zu rechter Zeit an einem Balken fest und blieb dadurch vor ernsteren Folgen bewahrt, die Kurfürstin aber vermochte sich nicht zu retten: sie stürzte hinunter, blieb unglücklicherweise noch an einem Hirschgeweih hängen und trug arge Verletzungen davon. Da sie sich darauf aus übertriebener Schamhaftigkeit den Händen der Wundärzte nicht anvertrauen wollte, so verlor sie ihre Wohlgestalt und wurde so siech, daß sie sich nur auf Krücken fortbewegen konnte. Bald darauf machte Joachim die Bekanntschaft der berühmt gewordenen und mit einem Sagenkreis umwobenen Anna Sydow, die an den kurfürstlichen Zeugmeister und Stückgießer Michael Dietrichs verheirathet war. Seit diesem Augenblick war das häusliche Glück des kurfürstlichen Paares unwiederbringlich vernichtet. Die schöne Gießerin beherrschte fortan ausschließlich das Herz des Kurfürsten, während die tief unglückliche Fürstin ihre Tage in Trauer und Schmerz dahinschleppte.

Nicht minder offenkundig, aber noch tiefer und greller, war das Zerwürfniß zwischen dem Kurfürsten Joachim I. und seiner Gemahlin Elisabeth. Religiöse Engherzigkeit und Unduldsamkeit bildeten hier die Ursache. Denn während Joachim mit Eifer dem alten, katholischen Glauben zugethan war und aus der Reformation alles staatliche Unheil herleitete, huldigte Elisabeth von Anfang an den Lehren des Protestantismus. Vorerst geschah dies im Geheimen. Als aber der Kurfürst die Beweise für seinen schon lange gehegten Verdacht in die Hand bekam, nahm das eheliche Mißverhältniß alsbald die Gestalt eines öffentlichen Aergernisses an. Wenn man dem Zeugnisse der Kurfürstin glauben darf, hatte Joachim ihr sogar mit Vergiftung und Einmauerung gedroht, so daß sie das Schlimmste befürchten zu müssen glaubte und schließlich heimlich nach Sachsen entfloh. Hier lebte sie 7 Jahre getrennt von ihrem Gemahl, bis sein Tod (1535) das unselige Band vollständig löste.

Die Geschichte erzählt noch von mancher anderen unglücklichen Fürstenehe aus jener Zeit, doch erreichte die Vernichtung des ehelichen Glückes in keinem weiteren Falle den Aufsehen erregenden Umfang, wie in den erwähnten Unglücksehen des kurbrandenburgischen Hauses. Daß es neben den vereinzelten unglücklichen zahllose glückliche Ehen in den deutschen Fürstenhäusern jener Zeit gegeben hat, ist selbstverständlich. Es geht eben im Leben der Fürsten und gekrönten Häupter ebenso menschlich zu, wie im Leben aller andern Sterblichen; aber die Geschichte leiht ihren Griffel nur selten zur Aufzeichnung eines stillen Glückes, obgleich dieses der Erinnerung nicht minder werth erscheint, als tragische Schicksale, leidenschaftliche Verirrungen und sonstiges Elend des Herzens.

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.